

Kuckuckskind

Wie kompromisslos wir als Jugendliche doch waren! Es gab keine Zwischentöne, nur absolute Stille oder einen lauten Knall. Keine Grauabstufungen, nur Schwarz oder Weiß. Vielleicht hat es uns geholfen, uns zurechtzufinden. Wir waren überfordert von der Welt, von all ihren Farben, all den Geräuschen, Geschmäckern und Gerüchen. Wie viel einfacher es schien, alles mit Stempeln zu versehen. Und dabei kamen wir uns noch klug vor. Immerhin kannten wir die Namen der Stempel. Bereitwillig schlüpfen wir in vorgefertigte Kostüme. Sie saßen so eng, dass wir bald glaubten, sie wären unsere eigene Haut. Wie ein schützender Film schirmten uns die Namen von der Realität ab. Wir verhielten uns konform, merkten gar nicht, wie eingezwängt wir waren, wie viel Bewegungsspielraum uns dadurch verlorenging.

So sind die jungen Leute nun einmal! Entweder oder. Kein vielleicht. Wir dachten, wir rebellierten mit unserer Unbestechlichkeit, unseren Überzeugungen, unseren Meinungen. Die Erwachsenen waren oftmals schockiert. Also machten wir wohl etwas richtig. Wir blickten voll Verachtung auf ihre Unentschlossenheit herab. Nicht dass wir gewusst hätten, was wir wollten, aber wir wussten sehr genau, was wir nicht wollten! Wir wollten keine unscharf verschwommenen Bilder. Keine sich ändernden Formen, amöben-gleiche Massen. Ob wir richtig lagen oder nicht war zweitrangig. Immerhin legten wir uns fest.

Angeblich liegt das in der Natur der Sache. Jugendliche sind kompromisslos. Keine Diskussionen mehr. Aber vielleicht stimmt das gar nicht. Ich habe so meine Zweifel. Vielleicht kam es uns damals so vor, doch tatsächlich übernahmen wir nur die Perspektive der uns vorangegangenen Generationen. Vielleicht hatten sich deren Gedanken in unsere DNA eingebaut. Eingenistet wie ein Parasit. Eine inhärente Wahrnehmung, die sich ganz heimlich in unsere Köpfe geschlichen hatte und uns glauben ließ, es gäbe so etwas wie einen natürlichen Zustand der Dinge. Und alles was davon abweicht, sei unnatürlich. Ohne es zu bemerken, sahen wir die Welt durch die Augen unserer Vorfahren, schon damals. In der Kindheit geschluckt und Tröpfchen für Tröpfchen genährt. In unseren Mägen: ein See von fremden Ideen. Wir nahmen alles als Gegensätze wahr: Ebbe und Flut, Licht und Schatten, Wasser und Luft, Tiere und Menschen, Natur und Technik, Mann und Frau. Uns wurde eingeredet, dass sich nur zusammenfügen könne, was sich gegenüberstehe. Ohne Reibung keine

Harmonie. Yin und Yang. Wir bemerkten es nicht, doch wir lebten in einer mystischen Verklärung. Wir sahen gar nicht so gestochen scharf, wie wir glaubten. Wir ließen uns kompromittieren von einer hübschen esoterischen Vorstellung. Der Vorstellung der Einfachheit. Dass die Welt ganz unkompliziert sei. Und dass nur zwei Pole existierten, zwei wesentliche Endpunkte auf einer Geraden. Wir lebten in einer zweidimensionalen Welt. Unser Werdegang: linear. Unser Geschlecht: entweder oder. Unsere Rolle: Mutter oder Schlampe. Was wir sein konnten: schwierig oder brav. Kein Platz für Varianz, für Spektren, für jene, die aus der Reihe tanzen. Auch die fügten sich ein, selbst wenn es sich falsch anfühlte. Wenn sie nachts wachlagen und sich fragten, warum es so anstrengend war, nach den Regeln zu spielen. Und warum es den anderen scheinbar so leichtfiel. Warum niemand außer ihnen ein Problem zu haben schien, in ihre Haut zu passen.

Through the looking glass. Waren es unsere Träume oder die unserer Eltern? Im Kindergarten war mir noch sonnenklar, was ich wollte – das was alle anderen auch wollten: ein Haus, einen Mann und Kinder. Meine Mutter hatte sich immer eine glückliche Familie gewünscht. Ohne die Kälte der üblichen Erziehung. Keine Watschen, keine versohlenen Hintern für unerledigte Hausaufgaben. Sie wünschte sich für uns Geschwister eine Kindheit wie sie sie selbst nicht hatte. Und meine Großmutter? Ich weiß nicht, was in ihr vorging, was sie sich gewünscht hatte. Ich glaube, sie hat ihre Wünsche verpasst. Zu nah war der Krieg, zu unsicher waren die Zeiten für Wünsche. Sie sprach nie über den Krieg, über die Flucht aus dem Sudetenland oder darüber wie arm sie gewesen waren, was sie alles verloren hatten. Ich weiß auch nicht, was mein Vater wollte. Seine Wünsche hatten ebenfalls keinen Platz neben dem verprügelt werden und ständig auf der Hut sein müssen. Er übernahm bereitwillig die Wünsche meiner Mutter. Eine Familie und ein klarer Schnitt mit der Vergangenheit. Eine Vergangenheit, an die jetzt keiner mehr anknüpfen kann.

Über das nachzudenken, was ich wollte, war eigentlich purer Luxus. Im Grunde wollte ich einfach ewig ein Kind bleiben, das Leben spielen und meine Zeit so verbringen, wie es mir gerade passte. Eine Frau zu werden machte mir Angst, das war wie ein völlig anderes Geschlecht. Ein Kind zu sein erfüllte mein ganzes Dasein. Ein Mädchen zu sein war in Ordnung, aber hauptsächlich sah ich mich als Kind. Ich wollte mich nicht damit abfinden, dass sich mein Körper verformte, wollte mich nicht um meine Beziehung zu anderen kümmern. Ich wollte teilnahmslos bleiben. Ich hasste die Schule eine sehr lange Zeit. Ich hasste meine Mitschüler:innen und sie hassten mich.

Sie waren sich alle so sicher. Sie schienen zu verstehen, wie man das Leben lebt und nicht nur spielt. Alle schienen sich darauf zu freuen, was aus ihnen werden würde, wenn sie diese Transformation erst einmal abgeschlossen haben würden. Ich war mir plötzlich nicht mehr so sicher, ob Vater-Mutter-Kind ein so erstrebenswertes Ziel darstellt. Ich empfand es als Einschränkung, für den Rest des Lebens nur noch eine Rolle zu spielen. Und wie eng gesteckt dieser Handlungsspielraum war! Wie erwachsen sich plötzlich alle fühlten, wie überlegen! Manchmal schien mir, ich wäre eine Figur in jemandes anderen Traum. Wessen Traum war das? Der meiner Eltern? Der meiner Großeltern?

Das Raumzeitkontinuum: Wie sehr die Vergangenheit die Zukunft bestimmt, bleibt uns überlassen. Auch die Zukunft wirkt auf uns zurück. In der Gegenwart entscheidet sich, wo wir stehen. Wir müssen uns Szenarien vorstellen, die außerhalb unserer Erfahrungen liegen, sonst bleibt unser Handeln linear. Längst schon ist klar, dass wir uns nicht als isolierte Entitäten verstehen können. Wir stehen in Beziehung mit der Welt. Uns gibt es, weil es andere gibt; Das, was ich als Teenager nicht wahrhaben wollte. Anders zu sein hätte mich nicht gestört, wenn es die anderen nicht verurteilt hätten. Immer schön in der Norm bleiben lautete die Devise – schließlich gibt es genug Platz, man muss nur wissen, wo er sich befindet.

Ein kranker Körper – ein gesunder Körper. So einfach ist das nicht. Die Wahrheit: eine dynamische Behinderung. Wo ist mein Platz, wenn es mir an manchen Tagen gelingt, gesund zu sein und an anderen nicht? Ohne Körper sind wir nichts, unser Bewusstsein braucht einen Platz zum Sein, unser Leben will erlebt werden. Wir sind verankert in der Gegenwart und in der Realität. Nur Maschinen können in einer virtuellen Welt leben, können in der Zukunft existieren. Die Existenz als fortwährende Berechnung alternativer Ausgänge. Die Seele in eine Hülle transferieren: unmöglich. Ein Lebewesen ohne Bewusstsein – das ist eine Maschine. Ohne Körper kein Geist. Was also macht mein Geist an solchen Tagen? Wenn er ohne Körper auskommen muss? Er hofft darauf, dass sich der Körper dazu entschließt, sich wieder in der Welt zu verankern. Dass die Funktionalität wiederhergestellt wird, dass mein Geist die dumme Vorstellung fallen lässt, ohne ihn existieren zu können.

Körper oder Seele. Was für ein Unsinn! Eine Welt, die nicht zerrissen ist von Gegensätzen, das wünsche ich mir. Ob die kommenden Generationen eine realistischere Sicht auf die Welt haben werden?